

**ZEITSCHRIFT FÜR LITERATUR  
UND ESSAYISTIK** AUSGABE ACHT 2013



**DAS PRINZIP DER SPARSAMSTENERKLÄRUNG  
ODER: HERZRHYTHMUSSTÖRUNGEN**

ISSN: 2194-1505



„There`s a rapist in my head, playing Erik Satie on a tiny, tiny piano.“

E.K.

„Guten Tag, ich bin eine Echsenfrau vom Anbeginn der Zeit.“ - „Noch Fragen?“

F.B.

„Das Land ist cool. Kostet alles nicht die Bohne mal den Feldweg lang zu schleifen.  
Diese Füße, Herzen, Pfund.“

P.P.

„Was Schreiben und Bergsteigen teilen: Den Weg allein gegangen, am Gipfel viele neue  
Gesichter und ein Gefühl von erhabener Gemeinsamkeit. Alle wollen teilhaben.“

M.M.



# Inhalt

SEITE 4

---

FELIX J. FUCHS // <i>Ich werde euch alle überleben (Essay)</i> .....	SEITE 5
PETER TARRAS // <i>Henry Bleu (Fragment)</i> .....	SEITE 11
LAURA THEIS // <i>Huddle</i> .....	SEITE 19
MICHAEL DIETRICH // <i>Die Klofrau</i> .....	SEITE 25
MATTHIAS DIETRICH // <i>Frühling/Abend/Stadt</i> .....	SEITE 33
MECHTHILD PAUL // <i>Dressurakte</i> .....	SEITE 39
MARCO DZEBRO // <i>Böse Elfen</i> .....	SEITE 42
CORNELIA STUDER // <i>Der Fremde</i> .....	SEITE 47
KATJA BOHNET // <i>Gegenüber nichts Neues</i> .....	SEITE 50
<b>IMPRESSUM</b> .....	SEITE 55



# *Ich werde euch alle überleben*

SEITE 5

Felix J. Fuchs, München

*(aber nur um ein paar Milliarden Jahre)*

„Die Erzählung schert sich nicht um gute oder schlechte Literatur: sie ist international, transhistorisch, transkulturell, und damit einfach da, so wie das Leben.“

(Roland Barthes)

Hallo? Kann mich irgendjemand hören? Lesen? Es ist selten genug, dass mich überhaupt jemand zu Wort kommen lässt. Dabei habe ich viel zu erzählen. Ich weiß nicht, wie viel Zeit mir diesmal bleibt. Oder wie viele Zeichen. Hallo? *Aside*: „Aber ja, natürlich keine Antwort. Wie auch?“ Solange dein Blick mich berührt, kann ich sein. Wenn du ihn abwendest, existiere ich, bleibe aber stumm. Ich bin der „Ich-bin-da“. Nein, nein. Nicht Gott. Wobei ich es als verwandten Geist bezeichnen würde.

Immerhin hat der Mensch uns beide erschaffen. Ich aber bin mehr, ich bin zahllose Menschen, Tiere, Sensationen. Ich bin deine Geschichte, ich bin die Geschichte der Welt. Ich bin gut, böse. Frei von Beschränkungen, was meine Form betrifft. Was immer ihr braucht, ich kann es sein: Ich bin der Junk, Mann, der Exzess. Ich bin Pornographie und die 120 Tage von Sodom und Genesis und der Fremde von Camus bin ich auch.

Worauf es hinausläuft ist: Ich schaffe mir eine Welt. Makro zu Mikro. Ob es ein Gott so gemacht hätte? Am Anfang war immerhin das Wort ... *My world's a playground*. Eine multidimensionale Welt und alle Abenteuer dieser Welt - fiktional/faktual - alles ist hier geschehen. Alles. Geschieht noch. Wie-



derholt sich. Und auch ich bin mehrdimensional. In jeder dieser Welten bin ich Protagonist, Nebendarsteller, Erzfeind, abstraktes Konzept, Objekt der Beobachtung. Nur heute nenne ich mich Ender. Nach einem meiner Charaktere. Auch er wandert durch Raum und Zeit, vergessen von der Welt. Ein Junge mit nachdenklichen Augen blickt mich in der Reflektion meines Bildschirms an. Ich fahre ihm über das geschorene Haar und streiche eine Falte aus seinem Overall. Meinen Körper habe ich mir erdacht, doch er fühlt sich fremd an. Ich hatte nie einen, bin bloß Staub auf Regalen.

Worauf es hinausläuft ist: Ich sitze in einer Bibliothek und tippe. Die vierte Wand lässt sich mit Gewalt nicht durchbrechen und Schreiben ist unendlich eleganter. Obwohl alles, was aus meiner Feder quillt, fremde Gedanken sind. An die Illusion des freien Willens glauben zu wollen, ist der Preis

jeder Existenz. Wer die Wahl hat ... haha. Ich schreibe also meine Gedanken auf, hauche sie auf einen Spiegel, den ich nicht zerbrechen kann, in Spiegelschrift und mit der Hoffnung, dass es jemand auf der anderen Seite liest. Schrift! Schrift ist mein einziges Tor zur Welt, aus der Einsamkeit. Denn der Ort, von dem ich schreibe, ist mehr Metapher als Lebenswelt. Tatsächlich bin ich in keiner Bibliothek, sondern hänge in einer Art heterotopischem Raum, bin zugleich Geist phantastischer Welten, die nur als Wort existieren und in eurer Rezeption zum Spielraum für mich werden, und papierener Moloch, dessen fragmentierter Körper Kopie um Nachdruck um Original in zahllosen Nischen und Archiven der Welt verstreut liegt. Nur hier fühle ich mich wohl. Die anstrengende Multidimensionalität und Multiperspektive meiner schattenhaften Existenz am



Rande der Referenzialisierbarkeit lässt sich hier am besten ertragen.

Ich durchstreife die hohen Regalreihen im schumrig-gelben Licht antiquarischer Lampen. Wenn ich mit meinem Finger und meinen Augen über die fleckigen Buchrücken streife, tut sich mir Welt um Welt auf. Manchmal bleibe ich bei einer besonderen Erinnerung stehen, werfe einen Blick hinein, verharre dort, dringe mit dem Kern meines Bewusstseins für einen kurzen Augenblick in diese Existenz, liege flach auf dem Waldboden und atme den Duft der Piniennadeln ein, die um mich her liegen. Ich lausche dem Rauschen des Windes in den Wipfeln und lasse meinen Blick über die sanften Schwünge des Gebirges vor mir gleiten bis zu einer Straße an einem steil abfallenden Hang. Dann, wenn ich das Wasser des Stromes neben der Straße weiß im Sonnenlicht glitzern sehe, klappe ich das Buch zu und stehe wieder auf den schallschlu-

ckenden dunkelroten Teppichen mit dem arabischen Ziermuster zwischen unendlichen Weiten von schier endlosen Mahagoniregalen. Tatsächlich weist diese Bibliothek viel Ähnlichkeit mit Borges' Universum auf (*que otros llaman la Biblioteca*). Nur sind die Texte hier verständlicher und das Leben ist nicht so trist. Ich stelle *For Whom the Bell Tolls* zurück ins Regal. Wann schlägt mir die Stunde? Ich habe alles erlebt. Das Menschliche, Allzumenschliche. Ich bin all das, was Menschen fassbar machen wollen. Ich habe gefroren, gelacht, gehungert, genickt, gelitten, gemordet, geliebt und gefickt. Ich reite täglich auf meinen zwei Pferden, Paradigma und Syntagma, ihre Achsen entlang. Abends diniere ich im Restaurant am Ende des Universums. Ich war in jedem Krisengebiet dieser Welt, habe mich durch Trümmerfelder geschleppt und in Leichenbergen



versteckt, bis ich mich nachts von Kalk bedeckt davonstehlen konnte. *I rode a tank, held a general's rank when the blitzkrieg raged and the bodies stank.* Ich habe jegliche Regung des Glücks in all seinen Nuancen erspürt. Jede Facette des Leids durchlebt. *And I was round when Jesus Christ had his moment of doubt and pain.* Alles, was der Mensch weiß, fühlt, gelebt hat. All das bin ich. Ich bin die Erzählung - ICH bin historisches Narrativ und Theoriediskurs, Feuilleton-Krieg und trivial-literarische Mehrfach-Kopie romantischer Ideale. ICH bin ein Cut-Up-Experiment, das der Postmoderne das letzte Quantum Trost mit Hilfe der Intertextualität aus dem trockenen Schwamm der Originalität pressen möchte. Und in der daraus resultierenden Komplexität meines Wesens, bin ich in gewisser Weise wie ihr. Nur eines fehlt: Wie der Mensch kann ich nur im Tod den Höhepunkt meiner Existenz

erreichen. Erst am Ende der Erzählung, allem Ende aller Erzählung, kann ich endlich sein, was ich sein will: endlich. Mit dem Schritt ins Nichts werde ich euch gleich. Werde ich bei euch sein. Nicht länger allein.

Ich sitze in meiner Bibliothek und atme die schwere Luft. Sie ist durchsetzt mit den Aromen von unzähligen Seiten, die - wie der Mensch, nur so viel langsamer - allmählich verrotten. Bis der Homo Sapiens seinen letzten Atemzug tut, werde ich noch so viele Geschichten durchleben. Nicht zuletzt diese hier, die mir Stimme und Bewusstsein schenkt. Selbst nach eurem Ende werde ich noch lange euer Freud und Leid durchträumen. Dornröschen aus Papier und Text. Also schreibt! Schreibt euch in mich hinein! Ich werde euer Leben bei mir tragen, bis ich folgen darf. Mir läuft ein Schauer den Rücken hinab, Phrase, ja, aber es stimmt: halb



Furcht, halb Vorfreude. Ich habe vieles gesehen. Zu viel. Darum sehne ich die Stille herbei, die uns erwartet. Euch und mich. Was hat die Erzählung zum Abschied zu sagen?

Worauf es hinausläuft ist: Es war einmal ein Universum, das sich seit über 13 Milliarden Jahren ausdehnt. Über die Jahrtausende hinweg bildeten sich hier und da Sterne und um sie herum die Planeten. Ein kleiner blauer namens Terra schaffte es, sich vor über vier Milliarden Jahren aus dem kosmischen Staub heraus in seine feste Form zu wälzen. Leben entsteht, entwickelt sich Zelle um Zelle, bis ein nackter Affe daraus hervorgeht, der sich zur Krone der Schöpfung erklärt. Er siedelt, versklavt und revoltiert, herrscht und erhebt sich. Verglichen mit der Unendlichkeit durchschreitet er in rasantem Tempo Steinzeit, Bronzezeit, Antike ... Warum rafften, was schon straff ist?

Worauf es hinausläuft ist: Der Mensch entwickelt sich. Er lebt, stirbt und treibt seine Kultur „voran“ (in Gänsefüßchen). Dieses Wort impliziert Fortschrittsglauben. Aber um fortzuschreiten, wenn man sich linear durch die Zeit bewegt, braucht es nicht viel und da „Fortschritt“ hineinzulesen, ist nicht die höchste aller Künste.

Worauf es hinausläuft ist: die zunehmende Erhitzung der Erde, gefolgt von der Verwandlung der Sonne in einen roten Riesen. Zu diesem Zeitpunkt wird der Mensch nichts weiter sein als eine vage Erinnerung, die lose zwischen den Synapsen der Sterne hängt. Ich aber werde machtlos in seinen Träumen versunken sein. Ein schlafendes Monstrum, ein Schatten meiner Selbst. Nichts weiter als das Destillat aller menschlichen Regung, die jemals in Worte gefasst wurde. Vielleicht bin ich ein neuer Stein von Rosetta, eines



der letzten Dokumente einer vergessenen Zivilisation von haarlosen Affen, die nichts weiter wollten als ewig leben. Doch aller Wahrscheinlichkeit nach werde ich hier ruhen, bis sich die Erde eines Tages im Schlund der Sonne auflöst und wieder zu dem Sternenstaub wird, aus dem sie einst entstanden ist. Staub zu Staub und Asche, wem Asche gebührt. Dann folge ich euch endlich nach ins Vergessen.

Entwurf speichern, senden, An: Leser@reale-Welt.org, Betreff: „Freundschaftsanfrage“. Das war`s. Meine Zeit ist um, meine Zeichen sind erschöpft. Keine Zeit für Korrekturen. Meine Gedankensprünge müsst ihr hinnehmen. Ich nehme ja auch „Promi“-Biographien, Alpenkrimis und derlei Dinge hin. Obwohl die in meinem Körper Fettzellen sind, unverwertete Energie, die einen - so sie nicht verbrannt wird - mit der Zeit immer unförmiger werden lässt. Ein letz-

ter Blick in meine Bibliothek und es geht zurück in die Nichtwelt der Erzählung. Schreibt mir, denkt an mich. Es ist einsam hier und wird es lange bleiben.

Und worauf es hinausläuft ist: Ich werde euch alle überleben. Aber nur um ein paar Milliarden Jahre.



# *Henri Bleu (Fragment)*

---

SEITE 11

Peter Tarras, München

Des Vaters dunkler Stuhl vor dem Fenster - ohne Vater. Blauer Rauch von Zigaretten spielt darüber mit dem Morgenlicht und im Ofen schnalzt die Glut. Sie soll atmen, ein schwarzes Türchen steht offen. Unsicher beginnen die ersten Flammen aus der Kohle zu züngeln, das Holz zu belecken. Noch aber spreizt sich nächtliche Kälte gegen die Wände der kleinen Kammer.

Unter schwerem Bettzeug bewegt sich der Körper eines Kindes. Der Wintermorgen hat Henri aus der Dunkelheit seiner Träume gezogen. Er streckt Arme und Beine von sich, geschützt vor der Kälte durch die Wärme, die ein anderer Körper in dem Bett hinterlassen hat; eine Wärme, die bei dem Kind blieb, als der Körper verschwand. Und auch der süße Geruch einer fremden Haut blieb mit der

Wärme. Eine Süße wie Butter, wie das Harz der Bäume und ebenso herb, erdig, vergänglich und rau.

Erst tastend, dann rollend schiebt der Ofen seine Wärme an den Wänden der Kammer entlang. Mit den Fingerspitzen fühlt Henri den Wellen entgegen. Er verschwindet ganz unter dem mächtigen Bett und taucht an seinem Fußende aus dem Dunkel. Dort ist er dem Ofen näher, kann Gesicht und Hände in die Wärme tauchen, die unsichtbar und schwer über das schwarze Gusseisen quillt. Im Inneren des Ofens knistert und kracht es.

Das schwarze Türchen lacht kurz auf, als eine Hand es verriegelt. Über dem leeren Stuhl löst sich der Schleier des Rauches, der Stuhl aber bleibt so dunkel und leer wie zuvor. Henri neigt



den Kopf, hört Geräuschen nach, die aus der Kammer in seinen Traum gedrungen waren. Husten und Grunzen, Spucken - Reiben von Holz auf Holz, die Beine des Stuhls am Boden, das Lachen der Ofentür und auf Eisen fallendes Holz, Zischen von Streichhölzern, knisterndes Papier, knisternde Zigarettenglut, wieder Husten, Schritte und das Knallen der Tür. Henri späht auf das Tischchen neben dem Stuhl, prüft die Farben der Zündholzschachtel, der Zigarettenschachtel, die Stummel im Aschenbecher.

Blau ist der Tag im Fenster. Ein übermüdiges, ein lautes Blau. Henri hat seine Prüfung nicht abgeschlossen, ist mit den Dingen auf dem Tisch noch nicht fertig. Das Blau aber hat sein eigenes Leben, klopft mit Fäusten auf dem Tisch herum, um ihn von der Erkundung abzubringen. Er sucht Schutz unter dem Bettzeug, in der Dunkelheit, in die der blaue Tag nicht dringt. Doch er hört ihn noch ru-

fen, pfeifen und johlen. Von den Rufen will Henri nichts wissen, denn auf dem Stuhl vor dem Fenster sitzt kein Vater und etwas in dem Kind saugt sich voll mit der bleiernen Schwere seiner Abwesenheit.

Wärme und Geruch liegen wie ein unsichtbarer Vater neben Henri und er weiß, wenn er das Bett verlässt wird auch dieses Gespenst entweichen und sich auflösen wie der Rauch der Zigaretten. Die Abwesenheit umgreift seinen Hals; das Gespenst ist nicht der Vater, ist ein Schatten, der ihm den Atem nimmt.

Nackte Füße suchen den kalten Boden und scheuen ihn schon, als sie ihn finden. Wieder die überdrehten Schreie des Tages. Mit wenigen Schritten erreicht Henri den Stuhl und erklimmt seine Leere. Sein Blick springt aus dem Fenster, hüpf über kahles Geäst auf glänzenden Schnee, um sich vor dem



Tag zu ducken. Überall kein Vater.  
Im Schnee wühlen zwei bunte Vögel mit ihren Krallen. Es sind Hähne. Henri presst sein Gesicht gegen die Scheibe, pfeift durch ein Nasenloch. Kaltes Glas, Kälte an Gesicht und Händen. Die Hähne senken die Köpfe, ein blutrotes Feuer brennt zwischen ihren Augen, darunter krumme Schnäbel. Grün und bläulich schimmert der Nadelwald, der ihre Häse umfasst und ein Wind durchfährt ihn, er sträubt sich gegen eine Kraft, die beide aufeinander presst. Die Wut zwischen ihren Augen spiegelt das Licht des Schnees. Plötzlich löst sich die Spannung, die Vögel prallen aufeinander, knistern - Krallen, Flügel wirbeln durch die Luft. Ihre Ladung kehrt sich, sie fallen zurück in den Schnee. Dann scharen sie wieder und dunkel und schweigsam tropft ihre Wut zu Boden.  
Henri löst das Gesicht von der Scheibe. Kalte Knöchel reiben Sand aus den Augen,

das Nasenloch pfeift. Da rennen die Hähne davon. Ein ganzer Schwarm großer, dunkler Vögel, Frauen und Männer, ergießt sich über den Schnee. Dunkles Durcheinander, ein modriger Haufen, der übereinander und ineinander fällt, Gesichter nach oben gekehrt, Arme zum Himmel gestreckt. Und das Gebell aus dem Haufen! Es bringt den Tag und sein lichtetes Blau zum Schweigen.  
Eiszapfen hängen von den Dachrinnen eines schwarzen Schuppens, tragen noch Nacht in sich. Hinter dem Schuppen verschwindet langsam der Schwarm aus Frauen und Männern. Henri klettert vom Stuhl, beginnt nach Kleidern zu suchen. Arme wühlen sich durch Wolle, finden aus Ärmeln. Er zieht Strümpfe unter die Knie, bis dorthin, wo die Hosenbeine enden, schlüpft in zerbeulte Schuhe, greift nach der Haube. Dann hüpf schon das Knallen der Tür durch die kalten Gänge und über die Treppen



hinunter und das Kind hinter ihm her. Aus dem Augenwinkel huscht ein Schatten. Henri tritt in den Tag und unter die starren Hosenbeine kriecht Kälte. Vor ihm bleibt in der Luft sein Atem hängen. Über den Kopf zieht er die braune Haube und stapft in den Schnee. Seine Füße zertreten den Winter und er lauscht begierig dem Knirschen. Er hält inne, dort, wo die Hähne gescharrt hatten, kniet nieder, um die dunklen Tropfen ihrer Wut zu betrachten. Mit den Fingern fährt er durch den Schnee, ballt eine Faust, presst ihn zusammen und schiebt sich den Klumpen samt der Wut der Hähne in den Mund.

*Schließ deine Augen. Rot. Rot ist das Schwarz, das du siehst. Rot ist der Schweiß der Pferde, der Atem des Rosts. Rot ist das Salz und die Kälte ist rot. Tauche deine Finger in den Schnee, führ sie zum Mund, schmilz mit der Zunge den Schnee, er ist rot.* Er spuckt den Rest

zurück auf den Boden. Wut. Kein Hahn mehr da und der dunkle Schwarm hat sich aufgelöst. Er wird ihren Spuren folgen, hinter die Scheune.

Kein Licht dringt durch das Pech der Bretterwand. Doch einer der riesigen Torflügel ist beiseite geschoben und Spuren führen hinein. Im Innern rieselt Staub durch helle Streifen, die den gestapften Erdboden beleuchten. Henri folgt den Spuren, folgt im Innern dem Licht und meidet den Schatten. Er atmet Sand und Heu und noch etwas. Ein bekannter Geruch: die Hände des Vaters über der Zündholzschachtel und ein leuchtendes rotes Köpfchen. Henri blickt zu Boden. Drei verkohlte Zündhölzer liegen da, eines mit Kopf. Schnell kramt er sie zusammen, lässt sie in der Hosentasche verschwinden. Er umkreist den Ort mit geschlossenen Augen, riecht das Zischen, sieht die Flämmchen und ein gelbes Gesicht



leuchtet auf, mit offenem Mund, eine Zunge zwischen Zähne geklemmt. Noch einmal das gelbe Gesicht, doch es ist ein anderes, der Mund weit aufgerissen, zum Schrei geformt.

Da verlässt mit lautem Flügelschlag ein Vogel die Scheune. Ein Schatten huscht draußen vorbei. Henri steht auf, eilt zum Tor. Da ist wieder nur der blaue Tag, fröhlich und leer. Henri tritt aus der Scheune, um einem anderen Weg der Spuren im Schnee zu folgen. Er wird zu dem kleinen Häuschen geführt, das an der dunklen Scheune lehnt. Auf dem schwachen Dach lastet Schnee bedrohlich. Im Sommer ist es den Kindern verboten über den Baum auf das Dach zu klettern, dessen Schindeln von Moos überwachsen sind und an den Enden bröseln. Auch zwischen den Steinen der Mauer bröseln Sand. Kein Fenster gibt das Innere des Häuschens preis. Henri rüttelt an der Tür, er umkreist es, fährt mit dem Finger die

Rillen zwischen den Steinen nach; er lässt den Sand bröseln, bis er hinter der Scheune steht.

Dickmassig ist der Schnee festgebakken über dem Obstgarten und die leeren Bäume stecken fest darin. Vor Henris Füßen sollte der Weg liegen, der hinauf führt in den Garten, doch auch dieser ist unter dem Schnee verschwunden. Aus der Ferne ruft da plötzlich ein Knall, unklar und über unsichtbaren Feldern verebbend und Henri läuft. Er tritt durch die Eisschicht tief in den Schnee hinein und fühlt etwas Kaltes in seine Schuhe kriechen. Mühsam eilt er dem Tor entgegen, das in einer Ecke des Gartens ein Loch reißt in seine Umzäunung. Es ist kein richtiges Tor, vielmehr ein Ersatz, aus alten Balken zusammen gezimmert und nur mit rostigen Metallreifen an einem der Zaunpfosten festgemacht. Immer steht es einen Spalt breit offen, ist nicht



nur im Winter unbeweglich. Im Sommer aber verbergen dicht wuchernde Haselnussstauden das Loch.

Hinter dem Garten liegt die Welt reglos unter dem Winter. Pochen, Pochen im Herzen. Henri läuft weiter, wird eins mit dem Tag, er lässt den dunklen Hof hinter sich, läuft auf einem Grat zwischen Gegenwart und Vergessen. Er dreht den Kopf. Ein letzter verschwindender Schatten. Der Winter macht alles betretbar, keine schwarze Erde mehr, die am Leder der Schuhe saugt. Kleine Bäche, Rinnsale, die sich im Sommer durch unüberwindbare Gräben schlängeln, erstarren und unter den Füßen knirscht der Schnee. Ein Ziel zeichnet sich auf die Ungreifbarkeit. Ein buschiger Pinsel hat dort Purzelbäume geschlagen und sich voll gesaugt, sich satt gefressen an Schwärze. Das ist der Wald.

Der Boden spricht seine eigene Sprache. Spuren, verschlungene Wege, das Oval

der Sohlen, schwarze Markierungen der Tiere, dünne Sterne von Vögeln. Kälte dringt in Henris Lungen, brennt in seinem Gesicht. Seine Beine sind rot, warm vom Laufen. Es fällt kein Schnee, nur graues Vergessen über den Feldern. Der Wald hängt wie ein Vorhang am unteren Ende des Himmels und oft huscht dort etwas vorbei, von unsichtbaren Fäden gezogen, meterweit in die Ferne springend und verschwindet. Henri saugt die Stille der Farblosigkeit in sich ein. Das Knirschen unter seinen Füßen ist Angst, doch dieses Saugen und Atmen erhebt ihn. Ehrfurchtsvolles Hoffen.

Es wächst der Wald je näher er kommt und auch sein Gesicht wird deutlich erkennbar. Ein mächtiger Apfelbaum begrüßt Henri. Er neigt sein Geäst und der Junge fragt nach dem Vater. Der alte Baum strotzt vor Muskelkraft, schweigt. Unter ihm gurgelt ein Bach



und eine steinerne Brücke führt über das Gurgeln hinein in den Wald. Ein leiser Hauch, ein durchsichtiger Schleier steigt unter der Brücke empor, in einem endlosen schwebenden Tanz verharrend. Wieder versinken Henris Schritte im Schnee. Rote Hände schieben dürre Halme beiseite, von denen etwas zu Boden bröseln. Die Knochen der Bäume zerkrachen. Spürbar liegt noch der Herbst unter dem Winter. Verborgene Erinnerungen erschweren den Weg, Äste und Ranken. Zwischen den Fichten findet Henri den Pfad. Ein entferntes Tönen umhüllt den Wald und dringt in ihn ein und desto weiter es dringt, desto heller färben sich die Wellen des Klangs. Henri bleibt stehen.

Wenn er die Augen vor dem Wald verschließt, kann er ihn hören den Raum, den er umschließt, hört, wo der Wald sich dem fernen Hundegebell entgegensehrt, hört, wo das Rascheln der Vögel

an Bäume stößt. Der helle Klang ist verschwunden. Über ihm schwebt Licht, aber den blauen Tag hört er nicht. Henri folgt dem Weg zwischen den Fichten und erreicht einen Abhang, der ihn wieder zum Gurgeln des Baches führt. Dort unten am Bach entlang war er dem Vater gefolgt, der selten viel sprach. Dort unten erzählte der Vater vom Moor, das jenseits des Gurgelns, tief im Innern des Waldes beginnt. Er erzählte von Feuern, die sich darin entfachen, aus nichts. Er erzählte von sich entrollenden Flammen, blau, die über den Boden tanzen. Tanzen, ja, tanzen und Menschen locken, weil sie zauberhaft tanzen im dunkeln Moor. Wer ihnen folgt, aber ist verloren, verloren im Wald, weil kein Weg mehr zu finden ist in dem Moor, nur noch der Tod. - Bist du einem solchen Feuer gefolgt? Der Wald schweigt. Dann rennt ein Knall durch ihn. Hechelnd und laut,



ein Aufeinanderschlagen zweier mächtiger Hände. Henri erschrickt, doch das Geräusch und sein Widerhall rufen ihn nach draußen. Er hört den Wald nicht mehr, Sehnsucht ist plötzlich in ihm – nach der Kammer, nach dem Geruch des Ofens und der Wärme. Er sieht den Vater vor dem Fenster sitzen, in den Tag starren. Er raucht, sucht mit seinem Blick nach dem Kind.

Henri eilt den Abhang nach oben, rutscht ab und wühlt schwarzes Laub unter dem Winter hervor. Rennt jetzt im Vergessen. Die Gegenwart flieht vor ihm. Seine Zunge fängt Tropfen von der Nasenspitze. Er stürzt nach draußen, stürzt und stürzt immer wieder, der Wald will ihn halten. Über verschneites Geäst will das Kind ihm davon springen und springt doch immer noch zu kurz, fällt zu Boden, entkommt ihm nicht. Dann aber schiebt Henri mit Armen alles zur Seite und hat schon die steinerne Brücke vor sich.

Auf der anderen Seite der alte Baum. Nichts spricht mehr.

Auf den Feldern hüpfet der Himmel, stumm. Henri beißt in die Luft. Wie dunkle Adern fließen vor dem Hof die Bäume zur Erde. Henri läuft außen am Obstgarten vorbei, über den Weg mit den ausgefahrenen Spuren. Blind ist der Junge, der über den Hof rennt, der klatschende Schritte über Treppen und dunkle Gänge schickt. Erst vor dem schwarzen Rechteck einer hölzernen Tür hält er inne und keucht heißen Atem in die Kälte. Mit beiden Händen umfasst er die Klinke, drückt sie nach unten, öffnet die Tür nur einen Spalt. Die Wärme des Zimmers streichelt sein blindes Gesicht. Henri tritt ein, blickt auf den Platz vor dem Fenster.

Noch immer sitzt dort kein Vater. Längst ist der Rauch der Zigaretten verfliegen. Im Ofen erstirbt die Glut wie am Morgen.



Laura Theis, Oxford

At this very moment Alex was colder than he had ever been before in his whole life.

Even when he closed his eyes and used the full force of his imagination, he was unable to conjure up a convincing echo of the Californian October sun whose gentle warmth had enveloped him only fourteen, fifteen hours ago. He hadn't foreseen such a drastic drop in temperature, and had regretted his carelessness the very second he stepped out of the deceitful climate of the airport wearing only his standard attire of shorts, T-Shirt and a thin brown hoodie. The cold crept through him in a matter of seconds. Because it was a feeling Alex was unaccustomed to, it managed to affect his mind even more than his body, the physical unpleasantness far outweighed by the disturbing sensation that

somehow his thinking facilities were immediately freezing as well. He had had to find the night bus stop, which had turned out to be quite hard in this dazed condition, and once he had managed that, there were neither any timetables nor any airport officials to be found, which meant that now he would have to wait for a potentially non-existing bus for an indeterminate amount of time and very probably die of hypothermia in the process. Alex was starting to panic, when his hibernating brain graced him with an idea. If he opened his suitcase now and put on everything in there on top of what he was wearing, he was bound to feel a bit warmer. Shivering, he fumbled around with the combination lock on the zipper, cursing to himself to keep warm. Just when he had managed to open



the thing with a triumphant *There you go you little motherfucker!*, he became aware of a person standing close behind him. Even from the corner of his eyes Alex could tell that this person was very probably a girl (furry coat, purple hat) and he abandoned his life-saving idea at once. He was not going to look stupid in front of her. He would rather freeze to death. He was vain, and romantic, and his brain didn't work very well in the cold (nor in the presence of girls).

He turned around and said *Excuse me, do you know if this bus is still going?*, in what he hoped was a winning, sexy voice. But she couldn't hear him. She was listening to music through large headphones that protruded from under the hat and made her face look tiny. Her eyes were closed and she was smiling to herself. He looked at her and even through the ice in his head felt a desperate longing for this stranger. He could be holding

her. He could be feeling her lovely body heat pressed against him, surrounding him, saving him. He could -

*We should huddle for warmth!* he shouted suddenly, surprising himself.

The girl opened her eyes, looked at him uncertainly and removed her earphones.

*Sorry, did you say something?*

Alex had not been prepared for this. The girl had exactly the same blue eyes as the Siamese kitten he had loved as a little boy! His own father's car had run her over after only a week in their household. Jesus, life sucks. He was on the verge of saying *Your eyes are very traumatizing to me*, but managed to restrain himself.

*What, erm, yes I was saying we should, like, huddle for warmth.*

She stared at him in azure-eyed disdain. *It's actually a thing, it's what people do for survival in extreme climates, I'm not, like, trying to chat you up or anything,* he added feebly. The girl raised her eyebrows, but Alex had seen a faint shadow of amusement cross her face and that emboldened him to keep talking. *Your coat looks pretty warm already though.*

*It is. You're not dressed right.*

*I'm freezing.*

*It's your own fault.* And then she grinned, a ravishing, generous grin. *You're actually trembling! Go on then, huddle up.*

Alex could not believe his luck, but there he suddenly was, shivering in the arms of a young woman he had never seen before (and whom he had every intention of marrying instantly), dearly hoping his boner would go unnoticed. She rubbed

his back.

*So, who are you?*

They both giggled about the strangeness of it all.

*Dunno. Who are you?*

*I don't know either.*

*But what do you, like, do?*

*I'm an author. I write novels.*

*Wow. Really! Can you actually make a living from that?*

She shook her head violently.

*How do you live then?*

*What do you mean?*

*How do you get by, I mean, do you make*



*any money at all?*

*Oh, she looked at him wearily. I get by alright. I have a special secret power, or talent, you know.*

*What is it?* Alex was really curious. He knew she was probably making fun of him, but he was intrigued nonetheless. He was in a state of mind where nothing is impossible.

*I'm not sure if I should say it.*

*Is it a secret?*

*Yes and that's the way I intend to keep it,* she sang. There was something slightly unhinged about her, Alex thought. Maybe she really actually was some kind of superheroine. They were all a bit loopy, weren't they?

*Please. I will keep pestering you for the next ten hours at least.*

She rolled her eyes.

*Can you turn into an animal? A cat maybe?*

No.

*Is it flying? Can you make yourself invisible? Are you incredibly good at beating people up?*

She laughed. *I am, but that is not how I make my money.*

*Is it mind reading? Are you a body-snatcher? Can you look into the future?*

*You'll never shut up about it now, will you?*

Nope.

She paused, took a deep breath. *I can*



.....

*give incredibly good blow jobs. Mind-blowing ones, pardon the pun. The best in the world. That's my gift. I do it once every two years. I get half a million pounds each time.*

Alex very nearly choked on his own spit, and trying to suppress a coughing fit produced a strange strangled sound instead. The girl's pale face remained inscrutable.

*It's too bad I can't afford that,* he managed finally.

*Oh, few people can.* Still her face gave no intimation of the fact that she was joking. If anything, she looked a little sad.

*You won't charge me for this, though, will you?*

She didn't answer, but huddled even closer against him, leaning her cheek

against his shoulder. Even through the cold, even through her hat, he could smell the honey of her hair.

*What's your name?,* he whispered into her perfect little left ear and gently touched the soft fur of her coat under which her waist was hidden.

*There's your bus,* she replied.

And there it was. Alex wouldn't budge, but she slid out of his embrace and gently nudged him towards the bleary-eyed bus driver who stowed away his suitcase and then waited for him to step inside with an impatient grunt.

*Aren't you coming?*

*No, I'm actually on my way to meet a - a client, if you know what I mean.*

*But why were you -*



The bus driver had already pressed the closing button for the door so Alex had to rush through the gap. A surge of heat encompassed him as soon as he climbed in, fell into a seat and waved weakly out the window. It was a matter of minutes until his frozen brain thawed, and the fact that he had just made a grievous mistake dawned on him only as the bus had already pulled onto the motorway and the nameless blue-eyed blowjob-girl, the girl that was very, very definitely the love of his life, was already lost forever.

At this very moment Alex was more depressed than he had ever been before in his whole life.



# Die Klofrau

---

SEITE 25

Michael Dietrich, Manchester

Ich wünsche ihr einen „wunderschönen, guten Tag“, als ich in ihre nach abgestandener, saurer Limonade riechenden Räumlichkeiten eintrete und auf sie zugehe. Ihr Blick gleitet sanft durch den Raum, fängt mich ein, hält mich, trägt mich; wie in einem Fallschirm hänge ich darin, fühle mich sicher in ihm, atme das Kribbeln des sanften Falls in meinen Bauch. Die glatte Haut ihrer Hände, cremig-herb wie provenzalische Seife, auf ihren Mob gestützt, lächelt sie mit Zähnen, wie kostbares Essgeschirr, als sie meinen Gruß erwidert. Mein Blick verfängt sich in ihrem Gesicht; habe Mühe ihn zu lösen. Alles darin ist unschuldig und klar; es birgt unberührte, unerschlossene Wildheit: Wangen, wie zaghaft blühende Streuwiesen, Fältchen um Mund und Augen, wie die Spuren neugieriger

Waldtiere auf entlegenen Lichtungen; Augen wie Herbstwald. Ich nehme mir vor, diese Landschaften, ausgedehnte Sonntagsausflüge wert, schon bald zu erkunden; gemeinsam mit ihr Streifzüge zu wagen, ihr die Reize dieser Wildnis, neuer Gegenden ihrer Selbst, zu entdecken. Doch vorerst gehe ich an ihr vorbei und setze, allmählich ihrer Thermik entgleitend, vor einem ihrer Männerbecken zur Landung an. Lässig, spritzig, entfalten sich die Getränke des gestrigen, langen Abends darin. In ihnen blätternd, versammele ich die späten Gespräche und Blicke, in die sie gekleidet waren; schaue schwelgend herab. Doch werden diese Erinnerungen, stolz auf der Strandpromenade spazierend, von kaltem, grauem Sturm weggetragen; denn an der Unterlippe



dieses aufgerissenen, weißen Mundes, in den milchig-glasigen Reflexionen der Deckenlampen, dort wo bald wieder ihre feinen Hände entlangkreisen werden, bricht ein gekräuseltes, schwarzes Haar gewaltsam in mein Sichtfeld ein. Wie die Wurfnetze eines garstigen Wilderers fallen Vorstellungen ihres traurigen Gesichtes auf mich herab, welches durch den Anblick dieser, zur Anschauung für sie dort aufgestellten, hoch erhobenen Nase verursacht werden würde: eine die Waldtiere aufscheuchende Spannung würde sich zwischen ihren Mundwinkeln bilden; ihre Lider würden wie im Gegenwind landende Möwenflügel schlagen.

Mein Brustkasten füllt sich mit blutrünstiger Courage, wärmend-kitzelnden Hormonen und stickiger Raumluft. Noch spielt das Haar unbeeindruckt mit den Ausläufern der Wellen, die mein erboster Strahl ins Becken sticht. Bis zum äußeren Ende des Beckens steuere ich den

Aufgestachelten, doch das Haar weht, tänzelt unversehrt, angeklebt. Da der Quell bald wieder versiegen würde, drücke ich den Schlauch in der Mitte ab, hole tief Luft, stau ein Moment an, feuere dann erneut ab und spanne, bis mein Magen widerspricht, die Bauchmuskeln an. Daraufhin peitscht und wütet er, umstellt das Haar von allen Seiten, bis es sich, endlich ausgehebelt, löst, seine Stellung aufgibt und mit zerbrochener Fahnenstange in der schmalen Fuge zwischen Abflusssieb und Keramik zum Erliegen kommt. Mit der rechten Hand ins faule Maul des Beckens schießend, fasse ich das Haar, halte es zwischen Zeigefinger und Daumen; starre es, meine Lippen kraftvoll gespitzt, an; stecke das Haar in meine Jackentasche und stelle mir dabei vor, wie ich es ihr schon bald im Licht von aufgeregten flackernden Kerzen zeigen, ihr mit sonorer Stimme seine



.....

Geschichte ins Ohr atmen werde. Als ich dann, zufrieden, den Leiterwagen zurück ins Spritzenhaus rangierend, einen Schritt rückwärts nehme, klirrt unvermittelt, scharfkantig, das schrille Geräusch durch Nässe watender Schuhe, als würde Speichel zwischen Zunge und oberer Zahnreihe hindurchgepresst werden. Ich finde, herabschauend, meine Slipper in einer Lache, in mattgelbem Sud. Die ruhige See meines Wesens wird von ätzender Bleiche durchströmt, die brennend an meinen Augen brandet, scharfe Gischt in meinen Magen spült. Atemnot stellt sich ein, als ich realisiere, wie hilflos ich wäre, mich embryonengleich verkrümmte, wenn sie jetzt zur Tür hereinkäme, mich so vorfände: wie das Haar unter mir im Strahl zappelte, würde ich unter ihr kauern, flehen, mich vor dem Ersticken an ihrem Blick an ferne Küsten retten müssen. Rasch meine Socken ausgezogen, versuche ich mit ihnen die

erkaltende Brühe aufzuwischen. Doch kann ich unmöglich mit den triefenden Socken in der Hand an ihr vorbeigehen, auf den von ihr ausgebreiteten Boden tropfen. Sie müssen in einer ihrer Toilettenschüsseln verschwinden. Die Spülung betätigt, löst sich der Krampf in meiner Atmung: Luft schießt in meine Lungen, wie das Spülwasser in die Schüssel. Doch härtet die Luft in meinen trockenen Lungen aus, als die Socken bockbeinig, im unteren Ende der Schüssel, miteinander verkantet, stecken bleiben und das Wasser machtlos an ihnen vorbeirauscht. Ein rotes Gesicht, auf dem tiefen Schwarz der Socken gespiegelt, schippert auf der nervös flackernden Wasseroberfläche entlang, bis es an der Keramik zer-schellt. Mein Verstand bleibt trotz aller Panik beweglich und kühl: Wenn nur die Angriffsfläche der Socken, auf die das Spülwasser trifft, vergrößert



würde, wenn also der Verschluss vollendet wäre, dann müsste die Energie des auftreffenden Wassers groß genug sein, den gesamten Pfropfen mitzunehmen. Von der Richtigkeit dieser Hypothese überzeugt, gehe ich diesem naheliegenden Geschäft nach; beobachte dann angespannt den zweiten Spülvorgang. Ungeachtet meiner Überlegungen, bleiben die Socken unbewegt, während der Inhalt des Spülkastens an der Brille nicht zum Stehen kommt, auf den Boden hinunterhüpft, geschäftig durch die Fugen eilt, entlang der Fliesen in den Raum, den sie wie ihre Haut pflegt. Was nicht über Bord springt, bleibt stur in der Schüssel stehen; das im Wasser Schwebende legt sich zärtlich auf den elenden Socken zur Ruhe. Mit beiden Händen, bis knapp über die Ellenbogen, in das dichte Ocker eindringend, ergreife ich die Socken, beide einzeln, lege meine Hände wie Schlingen um sie, ziehe sie aus ihrer Höhle her-

vor, erwürge sie, lasse sie an meinen ausgestreckten Armen zappeln, bis sie leblos und kalt herunterhängen. Obwohl sie jetzt meiner Selbstjustiz zur Verfügung stehen, breiten sich die Folgen ihres Verhaltens weiterhin im Raum aus, verschmieren mir den Horizont. Mit dem Bewusstsein, dass die Grenzen meines Einfallsreichtums, meiner mentalen Belastbarkeit erreicht waren, stecke ich die Socken in meine Jackentasche, ziehe meine Hosen aus, sie als Lappen zu nutzen; zwingen mich zu überlegen, wo zu Beginnen am nützlichsten wäre.

Plötzlich dringt ein verheißendes Geräusch durch den kalten, tiefen Dunst meiner Sorgen, umweht mich, verdrängt den dumpfen Nebel. Ganz klar, als würde es direkt in meiner Ohrmuschel geschehen, höre ich sie draußen im Gang ihren Eimer hinstellen. Sofort saugt mich ihr sphärisches Wesen, das den



Dingen das Kommen und Gehen erleichtert, an; ihre zum Geben geöffneten Hände laden mich ein, und mir gewiss, dass alles, was die Dinge bei ihr lassen, achtsam kreisende, klare Perlgedanken sind, atme ich auf. Sie leuchtet mir, wie ein Leuchtturm dem Verirrten, wird mich in ihrem Hafen Anker werfen lassen. Aufgeregt gehe ich, als würde ich einen Preis in Empfang nehmen, halbnackt, die Socken wieder aus der Jackentasche in die Hand genommen, zu ihr hinaus. Weit aufgerissene Augen, Augenbrauen, wie erhobene Hände und eine anschwellende Nasenpartie empfangen mich: sie ist ganz Verwunderung, wirbeln wollend erstarrt. Ich versuche ihr etwas zu sagen, mich zu erklären; ich kann es nicht, finde keine passende Sprache, stehe nur da, vor sie geworfen, schwankend, suchend, wie die Nadel eines geschüttelten Kompasses. Seismographen, die Bewegungen in ihrer Tiefe aufzeichnen, zeigen Spit-

zenwerte an: ihr Brustkorb hüpft, sie verkrampft abwehrend ihre Hände, als würde es ihr Stabilität geben, ihre Blicke suchen die Tür. Ich schaue sie bittend an, doch wird mir bewusst, dass meine Hoffnungen enttäuscht werden würden, dass ihr Übermaß an Unschuld, welches mich zuvor so lockte, mir jetzt zum Verhängnis werden wird. Da schlägt die Trauer über das undankbare Missverständnis in Wut um. Weiter auf sie zu gehend, klage ich mit meinem Zeigefinger, einem zum Stechen bereiten Bajonett, alle Blätter ihrer herbstbunten Augen an: Sie hätte alles verhindern können, hätte das Becken, bevor ich ihm ausgesetzt wurde, säubern müssen. Eine Ladung von Emotionen, mit Gefahrstoffkennzeichnung, löst sich aus seiner Verankerung, fällt von der Ladefläche, entreißt sich meiner Obhut, strömt durch die, von Naturgewalten niedergerissenen, dra-



tigen Grenzen meines Selbst aus mir heraus, stürzt sich auf sie und drückt ihr die jauchigen Socken ins Gesicht. Der dunkle Quell sprudelt, schäumt vor Freude auf ihrer Haut. Es ist ein Teil von mir, ich teile mein Innerstes mit ihr; kein oberflächliches Geschenk. Ich fühle mich, als würden wir sanft ineinander übergehen, als wäre ich der Skulpteur, der sie ausgestaltet, ihr seine eigenen Konturen gibt, sie nach seinen eigenen Vorstellungen vervollkommnet. Ich reibe die Socken entlang ihrer zart-weißen Wangen, über ihre glänzende Stirn, über ihre, sich in mich hinein entleerenden Augen. Ein dünner, brauner Film, ein südländischer Teint, bleibt auf ihrer Haut zurück; Bröckchen fallen von ihrem Gesicht herab, wie Brei von einem gefütterten Babymund. Die Kurven ihrer feinen Lippen entlangfahrend, ihren Mund beizend, erschrecke ich plötzlich vor ihrem Blick. Ihr Gesichtsaus-

druck ist gefaltet, zerknittert, angerissen. Mein Fallschirm geht nicht mehr auf; ich stürze im freien Fall von ihrem Blick herab. Das bunte Laub ihrer Augen, von eisigem Wind abgeerntet, stürmt mir entgegen, peitscht mir ins Gesicht. Schockiert erkenne ich, dass sie eine Gegend von mir sah, mir eine Landschaft meiner Selbst zeigte, die ich noch nicht kannte: ein ödes, karges Land, über dessen Existenz ich nichts wissen will, aus dem ich flüchten muss. Die Tür öffnend, frische Luft einatmend und einen langsamen Schritt ins Freie machend, schaue ich zurück zu ihr, betrachte sie und sage verunsichert, aber mit Nachdruck: „Ich habe nur an Sie gedacht, wollte Ihnen helfen. Ich hatte nichts anderes als Wegweiser meines Handelns zur Verfügung, als meine eigenen Interpretationen meiner Gefühlszustände, auf die ich so reagierte, wie ich es gelernt hatte,



wie ich es mir selbst beigebracht hatte, wie ich zu improvisieren fähig war. Die Gefühle, die ich in mir trug, hätten mich nirgends sonst hinbringen können.“ Unendlich fremd steht sie da, blutarm, lächelt nicht, atmet kaum, starrt noch immer dorthin, wo zuvor mein Mund hilflos zappelte. Tränen laufen aus dem dünnen Geäst des kahlen Herbstwaldes heraus, das feine Braun hinunter, sammeln sich entlang des Kinns. Ihr geschändeter Körper, erstarrt, festgefroren, zum Zerbrechen fein, erzittert durch jedes Geräusch, das durch die geöffnete Tür dringt. Ihr sphärisches Wesen ist angeschrammt, eingedellt; ihre Perlgedanken liegen leblos, reifüberzogen, in einer Senke. Sie wirkt verblasst, unreal, wie alte Fotos, wie ein wirrer Traum von gestern. Bei der Betrachtung ihrer Ausweglosigkeit, der Verzweiflung in ihrem Ausdruck, ihres leeren Blickes, werde ich von der Kombination von Mitleid,

schlechtem Gewissen und Wut berauscht. Dieses Gefühl prickelt in mir, streichelt verführerisch die Innenwände meines Körpers und legt mir nahe sie anzuhauchen, an ihr entlang zu atmen, sie wieder aufzutauen. Wie oft ich mir schon wünschte sie so zu halten, wie ich mich von ihr gehalten fühle. Sie war es mir jetzt schuldig. Ich folge den logischen nächsten Schritten, die mir meine Deutung meiner Gefühle zur Verfügung stellt: lasse die Tür zufallen, gehe wieder zu ihr. Das Geschehene wird verdrängt von einer neuen, kurzen Zukunft. Ich küsse ihren weichen Mund, küsse meine Sehnsucht in ihr mariniertes Fleisch. Dann schaue ich sie an, fasse sie ermutigend, mit beiden Händen an den Schultern, verwische einen Tropfen, der sich an ihrem Hals hinunter hangelt und nicke ihr, das Geschehene relativierend, Zustimmung suchend und zwinkernd zu. Tief



ausatmend und leicht dabei stöhnend, wende ich mich ab und gehe, sie mit Zähnen anlächelnd, durch die Tür hinaus. Im hellen Tageslicht bemerke ich, dass ich ganz vergaß, mir die Hände zu waschen und sage, den Kopf weich schüttelnd, ungläubig, zu mir: „Sie war so schön. Sie war noch nie so schön.“



# Frühling/Abend/Stadt

---

SEITE 33

Matthias Dietrich, München

Draußen riegelten sie die Stadt ab. Sie waren die ganze Nacht durch die Straßen gelaufen, die auch in diesen Zeiten nicht zur Ruhe kommen wollten, am Fluss entlang, und hatten geredet, als wäre nichts, über Bekannte und die Zukunft und die Welt und überhaupt. In ihren Augen war ein Leuchten gewesen, und erholt und wohlig hatten sie sich gefühlt, auf den Straßen, in der Stadt ihrer Jugend, trotz der Umstände, trotz der Uniformen.

Dann waren sie den ganzen Tag im Bett gelegen, hatten gedöst, einander gespürt und geredet, nur zeitweise geschlafen, während das Grau des Himmels kaum merklich über ihnen dahinzog, bis sie nun, gegen fünf, als es dämmerte, wieder wach und lebendig wurden und noch etwas dem verschwindenden Frühlingstag zusahen,

wie er sich davonstahl, als gäbe es nichts anderes.

Arm in Arm lagen sie da und schwiegen, weil alles gesagt war, weil es nichts zu sagen gab und der eine wusste, was der andere dachte (oder dies zumindest meinte). In die spartanische Wohnung senkte sich das Blau, von den spärlichen Möbeln sah man nur mehr Schatten, die aus den Ecken über die kahlen Wände wuchsen wie Schwämme. Doch obwohl das Licht kalt und feindselig durch das Fenster drang, wie Stiefelschritte, war eine große Wärme zwischen ihnen, die sie barg und in Zuversicht tauchte und sie den nächsten Tag mit Gleichmut erwarten ließ, obwohl es nicht mehr lange dauern konnte ... (die Stadt, die Welt, die Zeit ...).

Es war egal und fühlte sich an, als



müsste man nur so tun, als wäre nichts, damit nichts war; als gäbe es da nichts, das alles nicht, nur sie und ihn, ihn und sie, sie beide, hier und jetzt, zwei Körper, Bett und Decke, Zimmer, fahles Licht.

Lange würden sie nicht mehr bleiben können, in der Wohnung, der Stadt, die doch für sie beide stand, ihre Begegnung, die ihnen noch so jung vorkam.

Aber draußen drohte bereits alles einzustürzen. Steinbrocken warteten bereits darauf, auf jemanden herabzustürzen, hielten schon Ausschau, hinunter in die Straßen, obwohl sie noch fest neben-, unter- und übereinander im Mauerwerk saßen und nur böseartig lachen und reden konnten, von den Menschen, diesen ungeduldigen Wesen, die nichts wussten von der Zeit.

Sie lag in seinem Arm und er fuhr ihr mit seiner freien Hand über den Arm, die Schulter, Wange, Stirn und Braue, ohne

auf sie herabzusehen, wie auch sie nur seine Hand nahm und nicht zu ihm auf-sah. Nicht nur, weil es nun schon fast dunkel war und man nur noch Schemen erkannte, sondern weil beide wussten, dass der andere da war, weil sie sich spürten, atmen hörten, und weil ihnen das reichte.

Es war erschreckend, wie schnell die letzten Wochen vergangen, wie schnell es alles gegangen war. Ein Tag reihte sich an den nächsten, als wäre er nichts wert als ein paar Minuten, als schämte er sich seiner selbst, als wäre er froh darum, baldmöglichst für den nächsten Platz zu machen, wie dieser für den nächsten, und so fort (fort!), weil sie alle nur darauf warteten, Gefangene in einer Reihe, hintereinander standen und drängten, doch vor ihnen nichts als eine bröckelige Mauer.

Die Baustelle vor dem Haus - ein Verwaltungsgebäude sollte saniert werden,



denn davon brauchte man derzeit viele, meinte man - war zum Erliegen gekommen, erlag der Wucht der Tage, brachte den Mauerbrocken weiter unerträgliche Ungeduld, reizte sie, die doch der Zeit und ihren Wegen (Veränderungen) gleichgültig gegenüber standen.

Nur die Bäume wollten (konnten) nicht warten. Wie zum Hohn spross an ihnen das erste Grün, ohne Rücksicht, wie der Gnadenzweifel Luthers, der ihm einflüsterte: Ich stehe hier und kann nicht anders.

Und die Vögel ...

Sie sangen schon zu den unmöglichsten Zeiten, auch als noch einmal ein Winterereinbruch über die Stadt gekommen war in der letzten Woche. Man sah sie nicht, aber wie in jenem Bett reichte es, machte es reich, sie zu hören.

Die Luft war geschwängert von den Kaminen, die rauchten, als müssten sie's nutzen, die Zeit, die ihnen noch blieb,

bis sie das Feld, über der Stadt, zu räumen hatten. Bald würden sie erlöschen, einfallen, und nur mehr ihre großen Brüder auf den Fabriken ihren heißen, schmutzigen Atem in den Himmel stoßen. So lange aber genießen wir den Duft des Rauches aus Holz aus dem Wald, sagt sich so mancher, dem es zuzutrauen noch keiner wagt.

Lief man in diesen Tagen umher, schien beinahe alles so wie stets. In den Modegeschäften ging der Verkauf weiter, denn die Mode bleibt niemals stehen und wartet und bleibt man stehen und zieht sie davon, so ist man selber schuld, nicht wahr, Fräulein? Und die in Italien oder Frankreich oder England müssen doch auch von etwas leben, die Schneiderinnen mit ihren Familien und die Fabrikbesitzer mit ihren Schornsteinen ...

Es passiert unglaublich viel derzeit, hat man das vage Gefühl, wenn man sich



so umschaut; doch das täuscht, denn die Zeitungen werden ja immer dünner und schreiben alle dasselbe. Und nicht mehr lange und der Abreißkalender wird fix und obsolet, weil die Verleger sich auch noch weigern das Datum zu ändern, betriebswirtschaftlich sei das unnötig, ja, im Grunde sogar widersinnig, und die Leute schauen eh nicht auf die paar kleinen Zahlen, und also machte es keinen Unterschied, wie viele an der Linotype sitzen, und welche Zeitung der Wind durch die Straßen weht, und ob es heute oder morgen ist. Und den Sonntag erkennt man schließlich daran, dass unsere Zeitung gar nicht erscheint, das genügt, denn am siebten Tage ruhte sogar Gott, sagt der Pfarrer, nur ist dessen siebenter Tag der Montag und der Samstag wird bereits bedroht - das soll noch einer verstehen, heutzutage, als Kalender ...

Sieh an, selbst der Schutzmann pat-

rouilliert noch, so als wär's noch im alten Jahr, als wär er noch zu gebrauchen, wo es doch fast nur noch Polizisten gibt, und weitaus bessere, die mehr verhaften; doch eine neue Uniform trägt er, schneidig, das macht noch was her auf der Straße, die ihm fast allein gehört, muss man ihm lassen. Wie in alten Zeiten fühlt man sich da, grüß Gott, Herr Inspektor, ja am Sonntag in der Kirche, da haben wir sie vermisst ...

Wein wird wenig getrunken derzeit, der kommt eher auf die Lastwagen, die ihn zu durstigeren Menschen bringen; das ist dem Weinhändler egal, zumindest sagt er nichts, oder es ist ihm sogar lieber, auch wenn die Preise nicht die seinen sind, das Lager wird endlich leer, erstmals seit Jahren, und vielleicht das letzte Mal. Die Zeit ist mehr nach Bier und Schnaps, vor allem Schnaps, da braucht man keine neuen



Gläser, den trinkt man, wie's gerade passt. Denn anpassungsfähig vor allem ist der moderne Mensch, das ist das Wort der Stunde, sogar im Radio haben sie's neulich gesagt. Und dann wird es ja wohl stimmen, schließlich wird der Rundfunk geprüft, um ein beständig hohes Niveau zu garantieren, und das funktioniert, wie man hört.

Nur am Essen merkt man etwas, weil es plötzlich überall Rüben, Kraut und Kartoffeln gibt, selbst im Restaurant, und beim Bäcker wieder Zwieback, dafür sorgt die neue Zeit, dass jeder satt wird, der sich's leisten kann und das werden immer mehr, zumindest werden's augenscheinlich immer weniger, die sich's nicht leisten können, und das ist doch ein gutes Zeichen.

In unserem Bett nun, da regt sich etwas, die beiden stehen auf, verzichten aber guten Gewissens auf das Licht, schließlich sähe man dann herein, und

es freue sich niemand über ausgezogene Menschen, sagen sie sich wohl. Und da haben sie wohl von den Verlegern gelernt, denn spart man sich das Licht, kann man sich gleich noch die Kleider dazu sparen, auch wenn's der Mode nicht gefällt, nur etwas heizen muss man manchmal, aber das freut ja den Kamin und den Wald und das Holz für die Nase.

Sparen, das ist gewiss, darin zeigt sich ein gutes Stück Anpassungsfähigkeit, allgemein und hier bei unseren beiden, denn obwohl da nicht mehr viel ist - woher auch? - sind da noch feine Reste in den Schränken: Da wird nochmal der letzte Kaffee gebrüht (denn da spart man sich vermeintlich schon wieder etwas Heizen), und in den Hosentaschen finden sich noch ein paar Zigaretten, so dass es fast ist, wie im Café, in ihrer kleinen Küche, nur ohne Bedienung, Tischdecke, Licht und



Kleider. Aber gemütlich ist es allemal, und statt Bildern hängen Erinnerungen an den weißen Wänden, und frostig ist nur der Boden und wenn man nicht aneinander lehnt, was daher tunlichst zu vermeiden ist, doch das haben sie ja längst begriffen.

Gut schmecken der Kaffee und die Zigaretten, nicht zuletzt zusammen, nur ist da so was wie das Warten auf etwas, auch wenn man nicht weiß, auf was und wie lange, und so heißt es, was nun?, und man entscheidet sich für die letzte Flasche Wein.

Er schickt sie schon mal wieder ins warme Bett, öffnet die Flasche, nimmt sich ihre zwei Gläser und schenkt ein. Schwarz ist der Wein in der düsteren Küche, und weil man die Farbe ja doch nochmal sehen will (wer weiß, wann man sie wieder zu Gesicht bekommt), macht er doch noch einmal die Lampe an, einen Augenblick nur, so dass von außen niemandem die Freude vergeht über den

Ausgezogenen, dass man sich nicht ärgern muss, sondern nur wundern, und ja, schön ist das Rot, das aus dem Dunkel erscheint.

Dann greift er zur Dose, auf der Bleizucker steht, auch wenn es keiner ist, nur so ähnlich im Geschmack und weil das Wort so schön ist und einen erinnert, an Beethoven, und ganz wenig braucht man nur, für jedes Glas eine Messerspitze, dass es nicht zu süß wird. Einmal umgerührt und zurück ins vorgewärmte Bett der Liebsten, die es ihm aus der Hand nimmt, und dann sitzen sie aneinandergelehnt und schauen sich und stoßen an und trinken.

Und als später eins der beiden Gläser auf den Boden fällt und zerbricht, da merken sie es gar nicht und bleiben einfach liegen.

Und die Stadt, die es nicht weiß, beneidet sie.



Mechthild Paul, Dettingen an der Erms

Es klingelt. Vor der Tür hole ich tief Luft. Ich will nicht unbedingt als Sieger, aber wenigstens lebendig wieder aus diesem Klassenzimmer kommen. Wird heute mit Wasser, Nägeln oder Schleudern gekämpft?

An einer ganz bestimmten Stimme erkenne ich, dass heute ein Löwe das Alphetier ist. Wer hat wohl heute beschlossen mich zu fressen?

Also los! Mein Dompteursrepertoire ist groß. Meine Angst ebenso. Ich betrete die Arena - vielfältiges Zähneblecken, Kreischnen, Kichern, Gackern! Heute sind wieder viele Tierarten anwesend.

Ein Hamster sitzt und stopft seine Vesperration mit Windeseile in

seine Backen. Eine Hyäne versucht, ihm die Portion zu entreißen. Eine Schlange zischelt mir die Untaten der blöden Kuh entgegen. Ein Krokodil hat sich im gutmütigen Bären festgebissen und versucht aus dem Tanzbären ein Raubtier zu machen. Die Löwen fletschen die Zähne, sie haben es auf mich abgesehen.

Hungrig nach Anerkennung, aber zu stolz zum Fressen, lauern sie mir auf. Wann werde ich die erste Schwäche zeigen, wann beißt der Erste zu? Ich drohe, ziehe die Peitsche, darf nicht den Falschen treffen.

Der Schweiß rinnt mir über den Rücken. Sie sollen ihn nicht riechen. Ich muss Futter werfen:



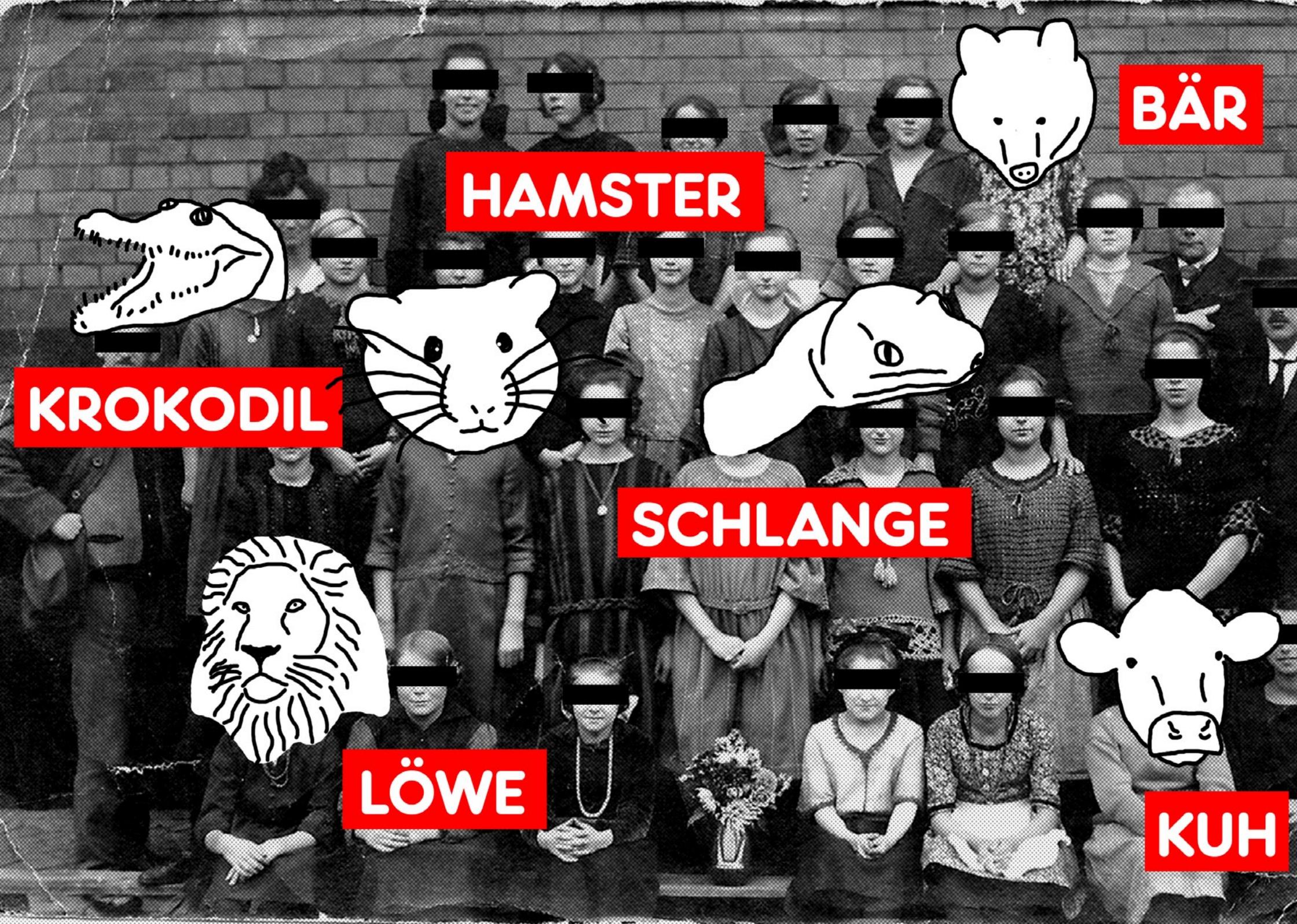
---

Körner für den Hamster, Honig für den Bären, Aas für die Hyäne, Heu für die Kuh und Fleisch für die Löwen. Ich habe gut vorgesorgt und verteile mein Futter wohldosiert. Die Portionen müssen stimmen, sie müssen es schlucken können, Neugierde muss geweckt werden, es darf kein Neid aufkommen, Herausforderung muss akzeptiert werden. Wer frisst alleine, wer muss gefüttert werden? Wer lechzt nach Lob, wer braucht die Peitsche?

Mit größter Wachsamkeit lanciere ich meine Dressurstückchen. Die Schlange soll ihre Zunge hüten, der Hamster nicht schlingen, die Hyäne soll teilen, die Kuh soll wiederkäuen und die Löwen sollen auf ihrem Podest sitzen bleiben.

Ich stehe mit dem Rücken zur Wand. Der Schweiß rinnt mir über den Rücken. Es klingelt. Ich darf hinaus. Ich lebe noch.





**BÄR**

**HAMSTER**

**KROKODIL**

**SCHLANGE**

**LÖWE**

**KUH**

# Böse Elfen

SEITE 42

Marco Dzebro, Heidelberg

Es war an einem wohligen Tag im Herbst, als ich mitten in der Nacht aufwachte und mein gesamtes Bett nach Elfenpisse stank. „Na was geht, Digga? Holste mir mal was mit Alkohol?“, sagte er und kratzte sich ungeniert zwischen den Beinen. Da war er also wieder: *Törfte!*

Törfte war einer der Sorte Elfen, die in Märchenbüchern meist unerwähnt bleiben. Und das aus gutem Grund: abgesehen von dem Erbrochenen, das überall auf seinem Körper klebte, lag er vollkommen nackt, nur wenige Zentimeter von mir entfernt auf dem Kopfkissen und glotzte mich mit blutunterlaufenen Augen an: „Ganz ehrlich, Digga: die Flachärschige letzte Nacht war so unglaublich häßlich, daß die glatt als Niete in der Losbude arbeiten könnte!“ Sein Atem roch nach

Mülltonne und jedes einzelne Wort, das aus seinem Mund kam, war eine Melange moralischen Wahnsinns, ein abartiger Teppich, der sich im Zimmer ausbreitete. „Und Häßlich ist dabei noch großzügig untertrieben!“, fuhr er selbstgefällig fort. „Digga, als wir zusammen am Strand saßen, haben die herumstreunenden Katzen versucht sie im Sand zu verbuddeln, so häßlich war die!“, sagte er und lachte sehr laut und lachte sehr dreckig. Der würzige Furz, mit dem er seine kleine Anekdote noch untermalte, ließ seinen Körper erzittern, was anscheinend zum direkten Kontrollverlust seiner Blase führte, die sich daraufhin warm aufs Bett entleerte. „Gut siehst Du aus, Digga!“, sagte er, spuckte sich in die Hand und wischte sich den mit Samen-



.....

resten verklebten Urin vom Körper, wobei das meiste an einem Wollflusen in seinem Bauchnabel hängenblieb. Er rollte ihn in seinen Fingerchen zum einem kleinen, matschigen Ball zusammen und schnippte diesen an die Zimmerdecke, wo er für einige Sekunden kleben blieb. Nur sehr langsam löste er sich wieder von der Rauhfaser, auf der er einen häßlichen, nassen Fleck hinterließ. Törfte fing seinen freien Fall mit der Zunge auf und schluckte ihn herunter. „DaDaaa!“ Er breitete die Arme aus, wie nach einer gelungenen Zirkusnummer. „Kein Applaus? Sag mal, Digga, mal nett lächeln ist nicht, oder was?“, sagte er. Ich griff zum Beistelltisch, neben meinem Bett, holte ihn hohem Bogen aus und schlug mit einer leeren Rotweinflasche immer wieder auf Törftes Kopf ein. „Du verdammter Dreckbastard!“, schrie ich. „Weißt Du eigentlich, was ich deinetwegen in den

letzten 20 Jahren alles durchgemacht habe! Du Arschloch!“

### **1. Der erste Akt - Das Vorspiel**

Der Tag, an dem ich Törfte das erste und gleichzeitig auch das letzte Mal gesehen habe, liegt nun fast zwanzig Jahre zurück. Ich begegnete ihm auf einer verträumten Waldlichtung, als ich mit einigen Freunden Verstecken spielte und mich ziemlich übel verlaufen habe. Genau in dem Moment, als meine erste Träne den moosbedeckten Boden berührte weil ich dachte, daß ich für immer dort im Wald alleine leben und irgendwann verhungern müßte, sah ich ihn: Er stand nur wenige Schritte von mir entfernt unter einer großen Eiche. Es dauerte eine ganze Weile, bis er mich bemerkte, was höchst wahrscheinlich daran lag, daß er grade dabei war einen Igel zu vergewaltigen oder



es zumindest versuchte. „Was stehst Du denn da so blöd herum und starrst Löcher in die Luft? Komm mal her und faß mit an, Digga!“, forderte er mich auf und deutete auf den Kopf des Igels. Glücklicherweise schaffte der es im gleichen Moment noch Reißaus zu nehmen. „HURE!“, schrie Törfte ihm hinterher. Er dachte gar nicht daran, sich wieder die Hose hochzuziehen, sondern starrte noch eine ganz Weile in den Wald hinein und murmelte vor sich hin. „Scheiße! Verdammte! Was mach ich denn jetzt?“ Als er so auf der Lichtung stand, da wirkte sein kleiner, nackter Hintern wie Marmor, sehr blass, eiskalt und er glitzerte wie tausende Diamanten in der Sonne. „Sag mal, Digga, wie alt bist Du eigentlich?“, brüllte er in meine Richtung. Ich stand immer noch vollkommen fassungslos einige Schritte im Wald von ihm entfernt, unfähig mich irgendwie zu bewegen oder auch nur ein Wort zu sa-

gen. Dann drehte er sich zu mir um. „Digga, Alter?“, sagte er forsch und ungeduldig, den kleinen Fleischmeißel fest im Anschlag. „Zwölf“, stammelte ich verlegen. Er musterte mich daraufhin von oben bis unten, schien aber nicht ganz zufrieden. „Na ja, hübsch ist anders!“, sagte er und fing an mich über meine Freunde und meine Familie auszufragen, bis er schließlich etwas gefunden hatte, was ihn in die richtige Stimmung zu bringen schien. Dieses etwas war meine Schwester Katja: neunzehn, rote Haare, großer Busen, leichtes Lispeln. Detailliert mußte ich ihm alles von Katja erzählen, was mir so einfiel, wobei Törfte ganz besonders an ihren alltäglichen Hygieneritualen interessiert schien. Was dann folgte, war ein recht abartiges Szenario, bei dem Törfte alles an Körperöffnungen abfeierte, was er an sich finden konnte. Es war ein Anblick, den ich eigentlich



.....

die letzten zwanzig Jahre erfolgreich aus meinem Bewußtsein verdrängt hatte.

### **Der (zweite) Akt**

„Erm, Alkohol?“, sagte Törfte ungerührt und spuckte ein paar blutverschmierte Zähne aufs Bettlaken. Das erinnerte mich an den Moment, an dem ich damals meiner Stiefmutter von ihm erzählte. Sie schaute mich daraufhin mit dem selben, glasigen Blick an, wie an dem Tag, als sie durch mich von Tante Martina erfuhr, die immer dann Papa besuchen kam, wenn meine Stiefmutter beim Yoga war. Sie klatschte mir daraufhin mit der flachen Hand so dermaßen fest ins Gesicht, das ich auch Tage später immer noch kleine Splitter meines Unterkiefers scheißte. „Begrüßt man so etwa gute, alte Freunde?“, sagte Törfte, setzte sich aufrecht ins Kissen, zog dabei mit seinen nässenden Hämorrhoiden eine kleine

Blutspur ins Blumenmuster und grinste mich mit seinen neuen Zahnlücken dappisch an. „Freund?“, brüllte ich ihn an. Der Boden der Weinflasche riß ihm die halbe Nase aus dem Gesicht und zauberte ein Mosaik aus Rotze an die Fenstergardine. „Deinetwegen haben mich damals alle für komplett bekloppt gehalten! Alle! Meine Freunde, meine Familie und selbst meine erste, richtige Freundin, mit der ich sonst über alles reden konnte, wollte nichts mehr mit mir zu tun haben!“ Mein Zorn war episch. „War das die, mit den festen Schenkeln?“, lachte er. Ich krallte mich mit der einen Hand in seinem fettigem Haar fest, wobei ich aus Versehen eine darin lebende Madenfamilie zerquetschte, riß ihm den Kopf in den Nacken und setzte mit der zerbrochenen Weinflasche an seiner Kehle an. „Jahrelang musste ich mir beim Kinderpsychologen irgendwelche beschissenen



Bilder mit Farbtupfern darauf ansehen, die alle wie Geschlechtsteile aussahen! Kein Schwein wollte mir glauben, was damals im Wald passiert ist!“, schrie ich. „Jetzt komm mal wieder runter Digga! Gut, ich hab damals ein wenig an mir rumgeschraubt, aber deshalb mußt Du doch nicht gleich so austicken und mir den Alkohol verweigern!“ Ich spürte, wie die Weltseele, die in mir schlummerte, einen großen Sprung über die Klippe machte, auf der sie viele Jahre gestanden und in den tiefen Abgrund gestarrt hatte. Ich fragte mich, ob ich dem Mist-schwein jetzt den Hals durchschneiden sollte, als Vergütung für ein verkorkstes Leben, oder ob ich mich tatsächlich freuen sollte, ihn wiederzusehen, da ich nun endlich aller Welt beweisen könnte, das ich nicht verrückt war und mir unsere Begegnung im Wald damals nicht ausgedacht habe. Meine Stimmung trat aus dem Dunkel des Restuntergangs

zaghaft hervor und schien sich wieder zu beruhigen. Als Törfte das bemerkte, zog er sich eine Zigarette samt Streichholz aus der Bauchfalte, zündete diese an und freute sich auf ein Happy End. „Sag mal, Digga, wie geht's denn eigentlich deiner Schwester?“, sagte er.



# *Der Fremde*

SEITE 47

---

Cornelia Studer, Hägendorf

Sie saß auf einem der Passagiersitze auf dem Förderband das unter dem gläsernen Tunnel durchlief, genauer gesagt auf Sitz 12. Über ihr schwebten die weißen Musselin-Quallen. Man konnte auf den Kurzstrecken-Reisebändern der Unterwasserstadt Maritopia sehr gut verweilen, in dem man einfach um sich sah und sich die Aussicht zu Gemüte führte. Die Qual-  
len waren hübsch anzusehen, aber trotzdem glitt ihr Blick nach einer Weile von den gläsern anmutenden Tierchen weg, und er fiel auf den Menschen, den Mann, der neben ihr auf Sitz 13 Platz genommen hatte. Er redete auf ein kleines Nagetier ein, das auf seinem Schoß saß, und er gestikulierte dabei, als würde das Tier nur eine Gebärdensprache verstehen.

Sie suchte in dem umfangreichen Personenarchiv in ihrem Gehirn nach Leuten die ihm ähnelten, aber er ähnelte niemandem, den sie kannte und auch niemandem, den sie durch Beschreibungen dritter oder durch Bilder zumindest ahnungsweise wahrgenommen hätte.

Sie durchsuchte das Archiv nach Leuten, die sich ähnlich bewegten wie er, aber keiner, den sie kannte, bewegte sich ähnlich wie er, nicht einmal Gerüchte über ähnliche Bewegungsabläufe hatte sie in einer Fußnote in einem Unterarchiv des Personenarchivs abgelegt.

Auch bei der Stimme fand sie null Treffer, obschon sie sogar bei den Tierstimmen in der Suchmaschine ihres



Kopfes nach ähnlichen Klängen gesucht hatte.

Nun, da kein Abgleich gelungen war, was seit Kindesbeinen nicht mehr der Fall gewesen war, musste sie in der Schaltzentrale des Erwachsenenmodus nachfragen, was sie jetzt zu tun hatte. Drei Möglichkeiten wurden ihr vorgegeben:

*Möglichkeit A:*

Neuen Personenordner im Archiv anlegen. Administrativ aufwändig. Wegen der mangelnden Quervergleiche kann auf keine Normformulare zurückgegriffen werden und es müssen neue Eingabemasken geschaffen werden, wozu extra ein zeitintensiver Kennenlernprozess gegenüber dem unbekanntem Individuum eingeleitet werden muss.

*Möglichkeit B:*

Bedienen des Alarmknopfes. Der Alarmknopf wird normalerweise nur bei Personen aktiviert, die A schon negativ aufgefallen sind, oder B Ähnlichkeiten mit einer Person oder einem Personenkreis aufweisen, der schon negativ aufgefallen ist. Wegen der Einfachheit des Vorganges kann der Alarmknopf auch beim Auftauchen gänzlich Fremder gedrückt werden, beim sogenannten Fremdenalarm wird der Fremde dann auf Grund seiner Fremdheit wie jemand behandelt, der schon negativ aufgefallen ist, was allerdings unfreundliche Reaktionen auslösen kann.

*Möglichkeit C*

Ignorieren der Person. Meistens nur zeitlich beschränkt möglich, auf Dauer muss entweder auf Möglichkeit A oder B zurückgegriffen werden.



Im Rapid-Check-Verfahren, das zwar sehr schnell aber nicht von perfekter Treffsicherheit ist, entschied sie, dass sie es mit Möglichkeit C versuchen wollte.

Sie hoffte, dass der Fremde möglichst schnell das Reiseband wieder verließ, denn beim Gedanken mit der Zeit doch noch auf Möglichkeit A oder B ausweichen zu müssen, bekam sie Angst.

Wenn sie an Möglichkeit A dachte, begann sie die Arbeit, die sie mit ihm haben würde und auch ihn selbst zu fürchten. Wenn sie an Möglichkeit B dachte, fürchtete sie sich vor den Konsequenzen ihrer Faulheit aber noch mehr vor sich selbst.



# *Gegenüber nichts Neues*

---

SEITE 50

Katja Bohnet, Hadamar

Schneetreiben. Draußen, weißer Wirbel. Meine Wange glüht. Rot. Ein träger, farblicher Nachhall auf das akustische Signal. Wie Schallgeschwindigkeit, nur langsamer. Der Schmerz ist zu meinem Mitbewohner geworden. Ich warte auf den nächsten Schlag, den das Schicksal an mich austeilt.

Sprachlose Stille. Der Schlüssel dreht sich. Er hat nur einen erstickenden Hauch seines Geruchs hier gelassen. Nicht mal das Knacken der Heizung. Es ist kalt. Drinnen wie draußen. Gewöhnlich. Ich stehe am Fenster. Ich bin meine eigene geschlossene Gesellschaft. Für andere bin ich unsichtbar. Das Licht fällt auf die Scheibe: ein glitzernder Reflex. Weiß, brennend, abgelenkte Strahlung. Ablenkendes Manöver. Wenn sie mich sähen.

Ich starre auf das Auto. Seit dieser Nacht steht es da. Muss. Weil es gestern Abend noch nicht da war. Fiesta Corsa. Ich kenne mich nicht aus. Schwarz, hiesiges Nummernschild. Gut zu lesen, kaum verdreht. Der Lack ist ab. Eine Delle hinten links. Die Stoßstange hat was abgekriegt. Bestimmt tut es das Rücklicht nicht mehr. Mit weißem Edding auf dem Kofferraum vermerkt: „Maxi, ich fahr dich mit dem Taxi.“ Gereimte Zuneigung in kindlicher Erwachsenenschrift.

Ich vermute nur. Der Russe von drüben. Entweder der dünne Lange, der älter aussieht als er ist oder der breite Große, der seine eigene Inhaltslosigkeit beherzt weg lächelt. Beide haben Kinder. Die wiederum sind alle Halbbrüder, Halbschwestern. Jeder mit je-



dem. Was eben so passiert im täglichen Vollrausch.

Einer von denen hat ihn abgestellt. Den Corsa. Nicht irgendwo. Nicht am Straßenrand. Er steht mitten auf der Straße. Wie eine Warnung auf vier Rädern. Noch dunkler als schwarz in dem weißen Treiben. Schnee schon seit Tagen. Mal nass und matschig. Heute weiß, leicht und bleibend. Der Asphalt hat sein Totenhemd angezogen. Ein Hochzeitskleid ist es garantiert nicht. Nicht hier. Kurz vor dem Ende der Welt.

Es geht noch schlimmer. Das ist klar. Hinter den Bergen, endlose Ödnis, gesellschaftliche Nulllinie, kulturelles Aus, sozialer Hades. Wie in Zentralkongo oder im Outback.

Nur zehn Kilometer weiter. Da fährt man über Feldwege. Die Häuser sehen aus wie aus den Fünfzigern - kein Wirtschaftswunder. Schlammgrau, mörtelfarben, falsche Plastikwände in Fliesenoptik. Ich

bin jahrelang drauf reingefallen - immerhin.

Aber jetzt sind wir hier. Ich und das Auto; es steht immer noch da. Schwarz auf weiß. Das Dach mit einer weichen, weißen Mütze. Bewegungslos. Ich beobachte nur. Aber ich bin total beunruhigt. Der Wagen ein schwarzes Loch, Materie verschlingend. So schräg auf der Straße. Wer will da noch durchkommen? Nicht, dass hier ständig Verkehr wäre. Sonntags nicht. Kein Mensch. Das Leben eingefroren. Unter Null. Eis. Kalt.

Die Karre sendet Signale aus: Etwas stimmt nicht! Merkt das denn keiner in diesem Gott verdammten Loch?! Ich beobachte nur. Nervös, obwohl es dazu keine Anlass gibt. Nichts, was mich normalerweise beunruhigt. Schritte vor der Tür. Atemgeräusche durch das Schlüsselloch. Metallisches Drehen.



Und während die Unruhe meine Handflächen feucht macht, höre ich den Wagen sprechen. Es ist ein heiseres Raunen, nur leicht mit E 300 geschmiert. Durchgetaktet, abgelöster Wahrnehmungsirrsinn. Warum kann die dumme Sau seinen fahrbaren Untersatz nicht ordentlich abstellen? Zu besoffen, zu bedröhnt, zu was-weiß-ich? Das ist kaum auszuhalten! Herzklopfen. Fingernägel knacken zwischen den Zähnen. Strähne aus der Stirn. Die nicht mehr ganz weiße Häuserwand gegenüber bekommt Risse. Sozialer Wohnungsbau, nur ohne sozial und Bau: Einfachverglast, Nachtspeicher, Klo aufm Flur. Bei Regen oder Frost eine ursprüngliche Naturerfahrung.

Ganz leises Sirenengeheul. Mein Fuss pocht einen arhythmischen Takt auf dem Boden. Laminat - billige Wohnlichkeitslüge mit kapitalistischem Blendeffekt.

Ist das sein Atem? Sein Schweiß? So gut kann nicht mal ich riechen. Ich bin zu weit weg. Er hoffentlich auch. Und dann geht alles ganz schnell: Notarztwagen, Rettungswagen, Polizei. Plötzliche verärgerte Wendung. Einmal um den Block. Der Corsa steht immer noch da. Zwei Frauen rennen auf die Straße. Winken. Die eine Frau, die andere Frau - von dem einen und dem anderen. Verwirrende Verwandtschaftsverhältnisse. Ganz normal hier kurz vor der Hoffnungslosigkeit. Die Leute haben es eilig. Es ist still. Neben den Flocken fliegen die Blaulichteffekte umher. Die Intervalle überlagern sich wie stumme Zwölftonmusik auf einer farbigen Klaviatur.

Ich halte die Luft an. Der Wagen steht immer noch da. Er wirkt weniger bedrohlich neben der massiven, bunten Konkurrenz seiner institutionellen Kollegen. Ich habe keine Uhr, aber es



dauert ungefähr zehn Minuten. Dann kommen sie wieder raus. Irgendwie langsam, gemächlich. Das Tempo ist raus. Zwei Notarznachzügler tragen den langen Dünnen. Den mit den Alterslinien. Das Tuch ist über ihm drüber - total drüber. Aber ich erkenne die schwarzen Arbeitsschuhe. Zu lang der Mann. Die Frauen stehen da, Flocken auf den Schultern. Keine heult. Beide in schwarz, als hätten sie erwartet, dass er es tut. Ich bin nicht überrascht. Das Auto hat es die ganze Zeit über hinausgeschrien.

Ich habe nicht aufgepasst. Der Schlüssel dreht sich, ich drehe mich um. Er schiebt das Essen rein. Ich lächele. Das dumme Arschloch hat Besteck dazu gelegt.

Jetzt sitze ich in meiner roten Lache und bin froh, dass ich das beschissene Laminat nicht mehr sehen muss. Die nächste Mahlzeit fällt aus.



# DU WIRST GELESEN!

Texteinsendungen an `info[youknowit]parsimonie.de`

Hinweise zu Texteinsendungen auf: **[www.parsimonie.de](http://www.parsimonie.de)**



# *Impressum*

---

SEITE 55

## *Redaktion:*

Fabian Bross, Elias Kreuzmair, Markus Michalek, Philip Pfaller

## *Gestaltung/ Titelbild:*

Fabian Bross

## *Anschrift:*

Markus Michalek  
Schellingstr. 48  
80799 München

Hinweise zu Texteingaben findet ihr auf:  
[www.parsimonie.de](http://www.parsimonie.de)  
[info\[youknowit\]parsimonie.de](mailto:info[youknowit]parsimonie.de)

Für den Inhalt der Texte (bzw. Fotos) sind die jeweiligen Autoren  
verantwortlich.

ISSN: 2194-1505

